
Illustrirtes Unterhaltungs-Blatt
Wöchentliche Beilage zur Thorner Ostdeutschen Zeitung.
№ 38. 1895.

Zweimal verlobt.

Eine Geschichte von der Insel Rügen.

Von **Ernst Otto Hopp.**

(Fortsetzung.) (Nachdr. verboten.)

Paula v. Friedrichs hatte auf Martha sofort einen sehr sympathischen Eindruck gemacht; mit scharfsichtigem Blick bemerkte sie den Freudenschimmer, der aus den herrlichen dunklen Augen der Erzieherin brach, als sie eintrat. Liebevoll lächelte sie der zarten und bleichen, ganz in Schwarz gekleideten Gestalt zu. Die drei kleinen Nichten stürzten mit Freudengeschrei auf die liebe Tante zu.

„Wenn ihr mir gestattet, so viel Athem zu schöpfen, daß ich sprechen kann," rief Paula scherzhaft drohend und sich gegen die Liebkosungen der wilden kleinen Schaar wehrend, „so will ich euch eine gute Nachricht bringen. Zerreißt ihr mir aber mein Kleid vor lauter Freude, so sage ich nichts."

Das wirkte; die Kinder entfernten sich einen halben Schritt von ihr und blickten gespannt zu ihr auf. Paula setzte sich, faltete ihre Hände im Schoße und weidete sich einen Augenblick an den erwartungsvollen fröhlichen kleinen Gesichtern.

„Wir wollen miteinander nach Bergen fahren."

Die Kleinen brachen in ein Freudengeschrei aus. „Dürfen wir unsere Bücher fortlegen, Fräulein Rittig?" schallte es im Chor.

„Ja, ihr könnt aufhören," sagte Martha. Die kleine Schaar stürmte hochentzückt davon.

„Meine Schwester erzählte mir," sagte Paula, „daß Sie von Frau Drews in Stralsund für Jernitz empfohlen worden seien."

Martha sah leise zusammenschreckend auf; ein Hauch feiner Röthe stieg in ihre Wangen. „Ja," antwortete sie.

„Ist die Frau Drews mit Ihnen befreundet? Kennen Sie die Familie näher?"

„Das nicht gerade," versetzte Martha ausweichend. „Herr Otto Drews war ein Freund meines verstorbenen Bruders, und der alte Herr Drews kannte meinen Vater."

„Dann kennen Sie also hauptsächlich Herrn Otto Drews persönlich?"

„Jawohl," erwiederte die Erzieherin, und die Röthe auf ihrem Antlitz wurde noch lebhafter. Paula sah es und erbleichte in demselben Maße; aber sie bezwang sich und brach die Unterhaltung rasch ab, indem sie mittheilte, es sei keine Zeit zu verlieren, die Wagen würden bald vorfahren. —

In der kleinen Stadt herrschte ein reges Gewühl. Scheibenschießen kam alljährlich nur einmal vor und war einer der großen Festtage, der das etwas eintönige Leben unterbrach. Am Raddas waren Buden aufgeschlagen, in denen Schlachtenpanoramas, fette Riesinnen, Athleten und Skelettmenschen zu sehen waren, mehrere Karussels bewegten sich nach den Weisen von Drehorgeln, und Spickaal mit Weißbrod verzehrende Menschenkinder sah man überall. Der Bediente, den man vorsorglicher Weise mitgenommen, führte die drei kleinen Fräulein nach dem Panorama, und Tante Paula nebst Fräulein Rittig würfelten dann zusammen mit den Kindern. Das war ein seltenes Vergnügen für die drei „Tugendlosen", wie der Vater sie scherzend nannte. Später ging die ganze Familie in das große Zelt einer Konditorei, wo man mehrere Nachbarn traf und Punsch trank und Torte dazu aß. Nebenan spielte eine Musikkapelle, die ein erstaunliches Getöse verursachte.

„Wir werden gleich wieder gehen, es ist nicht



Aehnlichkeit von Flug und Schwimmen. (S. 299)

zum Aushalten hier," sagte Frau v. Warnow zu ihrer Schwester; zwei Minuten darauf war sie aber augenscheinlich anderer Meinung geworden, als zwei junge Herren eingetreten waren. Es waren dies Herr v. Lücken und Alexander v. Bagewitz, die sich sofort zu Warnows setzten und sich mit ihnen in ein eifriges Gespräch einließen. Martha Rittig befand sich mit den Kindern etwas im dämmerigen Hintergrunde und wurde von Alexander nicht gesehen.

„Fräulein Rittig, was ist Ihnen?" sagte leise Paula, die eben zu den Kindern gegangen war, um sie mit dem Bedienten an die frische Luft zu schicken. „Sind Sie krank?"

„Nein," zwang sich Martha zu sprechen, obgleich sie das Gefühl hatte, als schlügen Wellen haushoch über ihr zusammen. War sie im Begriff, ohnmächtig zu werden? Martha wunderte sich, daß sie noch so viel Besinnung hatte, sich diese Frage vorzulegen. Sie bedurfte fast übermenschlicher Anstrengung, um sich aufrecht zu halten. Ihre Augen wurden trübe, ihre Lippen bebten; der Rasen, die Zelte, die Menschen, Alles schien ihr durcheinander zu wirbeln. Die sonst so laute Musik tönte wie aus weiter Ferne an ihr Ohr, und nur das Eine stand klar vor ihr, das Bild des schönen jungen Mannes, welcher, eine Hand auf Frau v. Warnow's Stuhl gestützt, mit schwachem, erzwungenem Lächeln und tief traurigen Augen den etwas länglichen Auseinandersetzungen des Herrn v. Warnow zuhorchte.

Ach! Alexander v. Bagewitz hatte keine Ruhe gehabt, seit er die schlimme Erfahrung mit der treulosen Geliebten gemacht hatte. Es war ihm immer, als ob er etwas suchen müsse und es nicht finden könne, im Wachen und im Traume standen ihm die Augen Martha's vor der Seele.

Martha hatte sich endlich gefaßt. „Ich danke Ihnen, Fräulein," sagte sie in guter Haltung, „es ist so heiß — und das Getöse — ich glaube, ich gehe ein bischen mit den Kindern."

„Ja, das wird Ihnen gut thun," bemerkte Paula, und ohne gesehen zu werden, schlüpfte die Erzieherin aus dem Zelte.

Als sie nach einer guten halben Stunde zurückkehrte, war die Gesellschaft im Aufbruch begriffen. Eine Begegnung mit Alexander mußte um jeden Preis vermieden werden. Zum Glück hielten die Wagen nicht weit vom Schießplatz entfernt an der Landstraße; Herr v. Warnow führte seine Gemahlin, Alexander hatte Fräulein Paula den Arm gegeben und Herr v. Lücken sich bereits empfohlen. Als Alexander sich beim Abschiednehmen auch gegen Martha wandte, that sie so, als ob sie ihn nicht bemerke; in unauffälliger Weise wandte sie den Kopf ab, so daß er sie nur undeutlich sah.

Jemand aber beobachtete sie scharf und sah es wohl, daß Martha sich herzliche Mühe gab, von Herrn v. Bagewitz nicht gesehen zu werden und ihn nicht zu sehen; dieser Jemand wußte auch Mehreres aus Martha's Leben, ohne daß sie eine Ahnung davon hatte; es war Paula v. Friedrichs.

Soweit verlief der Tag ja ganz glücklich, Alle kehrten wohlbehalten nach Jernitz zurück. Doch als Martha, die Müdigkeit vorschützte und sich zeitig zurückzog, in die Einsamkeit ihres Zimmers gelangt war und des lästigen Zwanges sich entledigen durfte, war es mit ihrer Selbstbeherrschung vorbei, weinend sank sie in tiefer Bewegung auf ihrem Sopha zusammen. Sie hatte wohl bemerkt, wie sehr er sich verändert hatte; seine Gesichtsfarbe war dunkler geworden, seine Augen lagen tiefer, er sah magerer und tiefbekümmert aus. Der Geist der alten Liebe setzte sich zu ihr und machte ihr das Herz weich.

Und noch ein anderer Gedanke überkam sie, Frau v. Warnow in ihrer offenherzigen, ungenirten Art machte kein Hehl daraus, daß sie Heirathspläne mit Paula vorhabe, sie hatte noch an dem Abend nach der Rückkehr Paula's Namen mit dem des jungen Herrn v. Bagewitz in Verbindung gebracht. Einmal war das peinliche Wiedersehen zwischen Martha und Alexander verhütet worden; aber daß dies weiterhin auch geschehen könne, erschien der Erzieherin mehr als zweifelhaft. Frau v. Warnow hatte Herrn Alexander v. Bagewitz entschieden bereits zu sich eingeladen; und war dies noch nicht geschehen, so stand doch fest, daß es kommen würde. In Jernitz bei Gesellschaften konnte sie ihm nicht immer ausweichen; und vielleicht war es ihr beschieden, mit ansehen zu müssen, wie vor ihren Augen ein Liebesverhältniß angeknüpft wurde.

Das aber überstieg Martha's Kraft.

6.

Martha hatte richtig vorausgesehen. Es waren kaum vierzehn Tage vergangen, als eine kleine Gesellschaft in Jernitz gegeben wurde, zu der auch Alexander erschien. Sobald Gäste eingetroffen waren, wollte es die Sitte, daß die Kinder einen Augenblick eintraten, sich vorstellten und dann wieder verschwanden; auch von der Erzieherin erwartete man es, daß sie sich, wenigstens auf eine kurze Weile, sehen ließ.

Martha wußte nicht, wer zum Besuch da war, und schritt hinter den Kindern her in die Gesellschaftszimmer. Eben wurde der Thee umhergereicht, Paula saß in einem Schaukelstuhl und dicht vor ihr, so daß sie sein Gesicht deutlich wahrnehmen konnte, stand Alexander. Er hatte eben seinen charakteristischen schönen Kopf ein wenig über sie geneigt und flüsterte ihr etwas zu. Martha sah das Alles, und wandte sich ab; mit schleppenden Schritten schlich sie in ihr Zimmer, verschloß es hinter sich, um nicht gestört zu werden, und warf sich auf ihr Bett. Sie fühlte einen so namenlosen, stechenden Schmerz in der Brust, daß sie, das zuckende Antlitz mit den Händen bedeckend, aufstöhnte: „O, wenn ich nur sterben könnte!"

Es dauerte nicht lange, und die Kinder klopften an ihre Thür und frugen, ob Fräulein nicht mit ihnen in den Garten kommen wolle. Die Pflicht rief. Dem armen Menschen, der in Abhängigkeit steht und um sein tägliches Brod arbeiten muß, wird nicht einmal Zeit für seinen Kummer gelassen.

Es war ein schöner Spätsommertag, und die frische Luft that Martha wohl. Von den Wiesen her drang der Duft des eben gemähten Heus, und eine angenehme Brise kühlte ihre brennend heiße Stirn.

Während die Kinder auf dem Rasen unter den Obstbäumen spielten, unternahm Martha einen weiteren Spaziergang in den Theil des Parkes, der mit einem Gehölz endigte. Als sie eben um eine fast rechtwinklige Stelle im Steige, der mit Buchengebüsch eingefaßt war, biegen wollte, stand Alexander vor ihr. Er war mit der Gesellschaft zu einem Spaziergange in den Park aufgebrochen und hatte sich, da er etwas zurückblieb, um sich eine Cigarre anzuzünden, in den Windungen der Wege verirrt.

Martha war so heftig erschrocken, daß sie einen Schritt zur Seite trat und sich wie Schutz suchend an eine junge Buche klammerte.

„Sind Sie krank, Fräulein Rittig?" fragte er mit gedämpfter Stimme. „Sie sehen entsetzlich leidend aus. Kann ich irgend etwas für Sie thun? Soll ich nach Beistand rufen?"

Sie hob die schweren Lider und blickte ihn mit ihren trüben Augen wie geistesabwesend an.

„Ich danke Ihnen," antwortete sie kaum vernehmlich. „Ich bin nicht krank, ich bedarf keiner Hilfe."

„Ich bedauere unendlich, Sie beunruhigt zu haben," fuhr er in mitleidigem Tone fort. „Wenn ich gewußt hätte, daß wir uns hier begegnen würden, so wäre ich nicht in dieses Haus gekommen."

Martha erhob den Kopf zwar langsam, aber dennoch mit einem Anfluge von Stolz, was bei ihrem krankhaften Aussehen nur tiefes Bedauern hervorrufen konnte.

„Wir begegneten uns heute Abend durch Zufall," antwortete sie mit schwacher, aber fester Stimme, „wir werden uns indessen nicht noch einmal begegnen; mein Aufenthalt hier braucht Sie durchaus nicht näher zu berühren. Es thut mir herzlich leid."

„Wie soll ich es aber umgehen, mit Ihnen hier zusammenzutreffen?" fragte er erregt. „Als Gäste in demselben Hause —"

„Ich bin hier nicht Gast, sondern Erzieherin der Kinder."

„Erzieherin? So trog mich meine Ahnung nicht, Sie waren es, welche neulich —"

„Auf dem Scheibenschießen," beendigte sie, „ja, da war ich, und Ihnen sehr nahe; aber Sie erkannten oder bemerkten mich glücklicherweise nicht."

„Sie haben sich so ungeheuer verändert," murmelte er, „Sie sehen so bedeutend älter aus."

„Anderthalb Jahre," bemerkte sie tonlos, „und unter den Umständen —" Sie brach plötzlich ab, sein Mitleid wollte sie nicht erregen. „Sie haben sich jedoch nicht verändert," fügte sie mit tieftraurigem Lächeln hinzu.

„Ich habe mich nicht verändert?" fragte er, bitter lachend. Dann entstand eine Pause. „Die Welt muß sehr klein sein," begann er endlich wieder. „Sie sind die Letzte, die ich erwartet hätte hier in Jernitz anzutreffen."

„Das glaube ich Ihnen gern."

„Ich hörte nie, daß Fräulein Paula Ihrer erwähnte. Natürlich, wenn Sie verheirathet sind, würde Ihr Name mich nicht an Sie erinnert haben, obgleich —"

„Ich bin und war nicht verheirathet," unterbrach Martha ihn.

„Sie trauern. Doch nicht um Ihren Verlobten, wie ich hoffe?"

„Ich trauere um meinen Bruder."

Sie sprach jetzt fest genug. Vor diesem Manne, der einst vorgegeben hatte, sie zu lieben, und so wenig um sie besorgt gewesen war, daß er nicht einmal für nöthig gehalten hatte, sich jemals nach ihrem ferneren Ergehen zu erkundigen, vor dem wollte sie nicht zusammenbrechen.

„Um Ihren Bruder! Ich wußte nicht — ich hatte nicht gehört — o, das bedauere ich aufrichtig!" sagte er ernst und sanft. „Das muß ein schrecklicher Verlust für Sie gewesen sein."

Martha antwortete nicht; anderthalb Jahre waren seit Emil's Tod vergangen; aber ihre Reue war eine so lebhafte und tiefe, daß sie immer noch nicht mit völliger Ruhe darüber sprechen konnte. Der Leichtsinn des jungen Mädchens hatte eine schreckliche Zurechtweisung darüber empfangen, wie ernst das Leben, und wie trostlos das Wort „zu spät" ist.

„Sie haben sich in der That furchtbar verändert," bemerkte Alexander noch einmal. „Waren Sie krank?"

„Nein, nicht in der gewöhnlichen Bedeutung des Wortes; aber Kummer, Leid und Reue sind schlimmer als Krankheiten. Heute bin ich nur ermüdet."

Seine leidenschaftlichen Blicke hingen, während sie so sprach, verzehrend an ihrem abgehärmten Gesichtchen, an ihrer schlanken Gestalt, die einst in ihrer jugendlichen Fülle so viel lieblicher ausgesehen, an dem schwarzen Kleide, welches sie in losen Falten umschloß, an den feinen durchsichtigen Händen, die hilflos zur Seite niederhingen.

„Sie haben wohl den Weg verfehlt, Herr v. Bagewitz," fuhr sie dann fort, „er führt hier

links hinab zum Hause; an dem Rasenplatz werden Sie wohl die Gesellschaft finden."

„Und Sie, Fräulein Rittig?"

„Ich," entgegnete sie kühl, „gehöre nicht dorthin. Ich bin, wie ich schon sagte, die Erzieherin." Sie neigte wie grüßend das Haupt und wandte sich rechts ab in das Gehölz.

Alexander blieb noch einen Augenblick stehen und starrte ihr betroffen nach, er kämpfte mit sich selber, dann begab er sich zur Gesellschaft zurück, die ihn mit einem Scherz wegen seiner Reise in das Labyrinth des Jernitzer Gartens empfing. —

Martha nahm an dem Abendessen nicht Theil; sie ließ sich mit Kopfschmerzen entschuldigen. Aber in der schlaflosen Nacht, die diesem ersten Wiederbegegnen folgte, faßte sie den Entschluß, Jernitz sobald als möglich zu verlassen. Wozu sollte sie die Pein der steten Begegnungen mit Alexander bis zur Hefe durchkosten? Warum seiner Verlobung mit Paula v. Friedrichs, die immer sicherer erschien, je öfter er kam, beiwohnen? Die Welt war ja so groß — sie würde bei ihren Kenntnissen und Fähigkeiten gewiß bald eine andere Stellung, fern von der Insel Rügen, finden. Von ihrem ziemlich hohen Gehalt hatte sie fast den ganzen Betrag aufgespart, ein paar Anzeigen an die gelesensten Blätter der Hauptstadt, ein paar Briefe an Vermittlungsagenturen, und ihr Zweck konnte bald erreicht werden. An das Unterrichtgeben und den Umgang mit Kindern hatte sie sich ja bereits gewöhnt. —

Als sie sich am nächsten Morgen in Frau v. Warnow's Zimmer begab und ihre Bitte vortrug, fand sie indeß keine günstige Aufnahme. „Was — verlassen?" sagte die schöne Frau, die gerade mit Briefschreiben beschäftigt war. „Das ist in der That eine sehr unerwartete und unwillkommene Nachricht, Fräulein Rittig."

Martha stand bleich und mit bebenden Lippen an der Thür und murmelte etwas von Krankheit und scharfer Luft; es war ihr sehr unangenehm, den Wunsch vorzutragen, denn Frau v. Warnow hatte ihr kaum eine Gelegenheit zur Klage gegeben, sie kümmerte sich herzlich wenig um die Schulstunden und ließ der Erzieherin so viel Freiheit als möglich.

„Unsinn!" fuhr sie in ihrer etwas derben Art fort, „Sie sind jetzt anderthalb Jahre hier und haben noch nie geklagt. Allerdings sehen Sie leidend aus — so schonen Sie sich doch mehr! Es liegt ja ganz in Ihrer Hand. Sind es Ihnen zu viel Schulstunden, so geben Sie weniger. Sie wissen, daß mein Mann und ich volles Vertrauen in Sie setzen, und die Kinder sind Ihnen so zugethan — gehen Sie mehr spazieren, Sie können ja auch regelmäßig baden, aber bleiben Sie. Ich habe keine Lust, auf die Jagd nach einer neuen Erzieherin auszugehen. Wir werden diesen Winter ohnehin etwas mehr Gesellschaft bei uns haben, als sonst, und da gibt es genug zu thun."

Martha entgegnete, es wäre ihr trotzdem lieb, ihre Stellung verlassen zu können, sobald Frau v. Warnow nur im Stande sei, sie zu entbehren.

„Aber ich kann Sie nicht entbehren," erklärte die Herrin, heftig aufspringend. „Es paßt mir ganz und gar nicht."

„Und ich kann nicht bleiben, Frau v. Warnow, ich muß fort von hier," erklärte Martha entschlossen.

Das war für die stolze schöne Frau zu viel. Kalt und vornehm wandte sie sich um und sagte mit einem hochmüthigen Blick: „Ja, wenn das so ist, meine Liebe, was reden wir denn da lange? Wenn Sie auf Ihrem Entschlusse beharren, so steht es Ihnen frei, mir zu kündigen — das muß ich mir gefallen lassen. Drei Monate ist die gesetzliche Frist. Sie wären also zu Neujahr frei."

„Drei Monate?" wiederholte Martha, „drei Monate kann ich unmöglich noch hier bleiben."

„Ja, eher lasse ich Sie nicht gehen. Es fällt mir gar nicht ein, mich um einer Laune willen in Ungelegenheiten zu stürzen." Sie erhob mit einer entlassenden Geberde die Hand und nahm mit einem so kalten, hochfahrenden Gesichtsausdruck die Beschäftigung mit ihren Briefen wieder auf, daß Martha kein weiteres Wort zu äußern wagte. (Fortsetzung folgt.)

Aehnlichkeit von Flug und Schwimmen.

(Mit Bild auf Seite 297.)

Zwischen der Bewegungsart von Vögeln und Fischen, zwischen Flug und Schwimmen, lassen sich interessante Aehnlichkeiten (siehe unser Bild auf S. 297) nachweisen. In beiden Fällen sind zunächst die sich bewegenden Wesen allseitig von demselben Stoff — Luft oder Wasser — umhüllt und können sich durch Eigenbewegungen nach Belieben darin bewegen, wobei Luft- und Wasserströmung den gleichen Einfluß auf ihre Fortbewegung ausüben. Beim Vögelflug drücken die Flügel die Luft zusammen, wobei der sich den Flügeln entgegenstellende Luftwiderstand als Stützpunkt für diese Bewegung dient. Die Flügeloberflächen wirken daher ganz allgemein als einarmige Hebel. Betrachten wir nun einen im Wasser schwimmenden Fisch — etwa durch die Scheibe eines Aquariums, so kann uns nicht entgehen, daß die Hauptbewegungsimpulse dabei vom Schwanze und den schlängelnden Biegungen des Gesammtkörpers ausgehen, während die Flossen nur eine unterstützende Wirkung ausüben. Bei den sogenannten Panzerwangen aber finden wir vielfach die Brustflossen außerordentlich entwickelt, und ihr Schwimmen bietet in der That eine große Aehnlichkeit mit dem Vogelfluge, wie unser Bild, das schwimmende Knurrhähne zeigt, deutlich gewahren läßt. Dagegen halten die sogenannten fliegenden Fische bei ihrem Hervorschnellen über die Wasseroberfläche (bis zu 5 Meter Höhe) Brust- und Bauchflossen ausgespannt, ohne damit die Luft zu schlagen. Ihr „Flug" ist deswegen in Wahrheit nur eine Wurfbewegung mittelst der stark ausgebildeten Seitenrumpfmuskeln.

Das Fest der Erleuchtung bei den Buräten.

(Mit 2 Bildern auf Seite 300.)

Die in Südsibirien, an der chinesischen Grenze um den Baikalsee herum lebende mongolische Völkerschaft der Buräten oder Burjäten gehört der buddhistischen Religion an. Ihr höchster Feiertag ist das Fest der Erleuchtung, an dem allegorisch-religiöse Darstellungen dem Volke die Bedeutung des Tages zum Bewußtsein bringen. Wie nämlich die heiligen Bücher der Buddhisten erzählen, gelangte der Stifter der Lehre, der Königssohn Siddhartha, nachdem er sechs Jahre als Asket gelebt, zur höchsten Erkenntniß und Weisheit durch Ueberwindung aller irdischen Begierden. Diesen inneren Kampf stellt die Legende allegorisch als den Kampf des Weisen gegen den König Mara, den Fürsten dieser Welt, der Leidenschaften und des Todes, dar, und eben dieser Vorgang wird beim Erleuchtungsfeste durch buddhistische Bhikshu (Bettelmönche) pantomimisch aufgeführt. Das obere Bild auf S. 300 zeigt das Festorchester, das untere aber die Darsteller des Festspiels in ihren traditionellen Masken. Der langbärtige, rechts im Vordergrunde sitzende Alte stellt den Buddha dar. Weiter zurück steht Mara, kenntlich an dem Kopfschmuck von Todtenschädeln und Fähnchen, zu seiner Rechten seine Töchter, Luft und Begier. Die Uebrigen sind die Dämonen der Bosheit, des Neides, der Eitelkeit u. s. w.

Der Abstieg vom Brocken durch die sogenannten Schneelöcher.

(Mit Bild auf Seite 301.)

Die Gesellschaft auf unserem Bilde S. 301 ist auf dem Brocken (1141 Meter) von Regen und dichtem Nebel überrascht worden und hat nun, da keine Aussicht auf Besserung des Wetters war, den Abstieg durch die sogenannten Schneelöcher angetreten. „Die Gestalten unserer Begleiter," berichtet unser Zeichner, der mit von der verunglückten Parthie war, „schienen zu schwanken und verschwanden plötzlich im Nebel, um im nächsten Augenblick in unsicheren Umrissen wieder aufzutauchen. Gewaltige Felsblöcke versperrten bald hier, bald dort den ohnehin durch den Regen recht beschwerlich gemachten Weg. Die vom Winde hin und her bewegten kleinen Kiefern nahmen oft die seltsamsten Formen an und gaben der ganzen Scenerie einen gespensterhaften Anstrich, der es uns begreiflich erscheinen ließ, daß der Aberglaube früherer Zeiten den Brocken oder Blocksberg mit Hexen und Geistern bevölkerte. Plötzlich schwand dann der Nebel, nur der Brocken behielt noch eine Wolkenschicht, wie eine Haube, auf seiner Spitze, und sonnig und hell lagen die grünen Matten vor uns, während wir den Weg durch das Ilsethal verfolgten."

Der Prozeß der Henker.

Historische Erzählung von **E. Schmidt-Weißenfels.**

1.

(Nachdruck verboten.)

Die tausendköpfige Menge verlief sich, nachdem sie dem blutigen Schauspiel einer Massenhinrichtung beigewohnt hatte, wie es unter der Schreckensherrschaft fast Tag für Tag den Parisern auf dem weiten „Platz der Revolution" hinter dem Garten der Tuilerien geboten wurde. An diesem Apriltage 1794 war es freilich von ganz besonderem Interesse gewesen. Die Guillotine hatte fünfzehn Köpfe hintereinander gefällt, und was für Köpfe! Danton, vor welchem noch einige Tage zuvor Frankreich gezittert hatte, Camille Desmoulins, der gefeierte Zeitungsschreiber, und ihre Freunde und Genossen im Konvent waren diesmal die Opfer gewesen. Eben packten die Scharfrichtergehilfen unter ihres Meisters Sanson Aufsicht den blutigen Korb mit den fünfzehn Köpfen auf den Karrenwagen.

„Da," sagte Sanson zu einem seiner Knechte, indem er ihm eine kleine Haarlocke reichte, „bring' dies dem Bürger Duplessis, wie es Desmoulins gewünscht hat. Es soll ihm oder seiner Frau ein Andenken sein."

Der Scharfrichtergehilfe Antoine Desmorest, ein noch junger Mann, nickte seinem Meister zu, wickelte die Haarlocke in ein Stück Papier und steckte sie zu sich. Dann stülpte er seinen Hut auf den Kopf und fragte den Scharfrichter: „Wohin soll ich die Locke bringen?"

„Zum Bürger Duplessis in der Straße des Arcs Numero 9, zwei Treppen hoch."

Desmorest nickte und schlug den Weg längs der Seine ein.

Der herrliche Frühlingstag neigte sich zu Ende; die sinkende Sonnenpracht warf noch auf die Häuser und den Fluß eine blendende Fülle von Licht. Der Scharfrichterknecht ging langsam, er wollte die Dämmerung abwarten, ehe er nach der Straße des Arcs sich begab.

Es war schon völlig dunkel, als er endlich dort vor dem Hause Numero 9 stand, zögernd, ob er es betreten solle. Eine Magd mit einem Korb am Arm kehrte von einem Ausgang zurück, und der Scharfrichterknecht sprach sie an: „Wohnt hier der Bürger Duplessis?"

„Jawohl, ich bin in seinem Dienst."

„Um so besser. Nehmen Sie dies und geben Sie es ihm." Er reichte ihr das Papier, in dem die Locke eingewickelt war, und sie nahm es mit einigem Befremden entgegen. „Sagen Sie dem Bürger Duplessis, es sei ein letzter Gruß von Jemandem, der ihm theuer war und der heute gestorben ist."

„Ach, mein Gott!" rief das Mädchen erschrocken aus. „Doch nicht von dem armen Schwiegersohn Desmoulins?"

„Richtig!" entgegnete er hastig und wandte sich bereits zum Gehen. „Bestellen Sie, was ich Ihnen sagte. Gute Nacht!"

Er war froh, auf solche Weise sich seines Auftrags entledigt zu haben, und ließ die Magd stehen. Kaum war er jedoch einige hundert Schritte entfernt, als das Mädchen hinter ihm herkam und ihm laut zurief, daß ihr Herr ihn

selber sprechen möchte und bäte, ihn zu besuchen.

„Nein, nein," wies sie Antoine, beunruhigt durch ihr lautes Reden, ab. „Es ist unnöthig."



Das Orchester.

„Aber so sagen Sie mir doch, wer Sie sind, Bürger?" bedrängte ihn die Magd weiter. „Ich soll Sie darum fragen."

„Schweigen Sie!" rief er unwillig, denn er bemerkte auf der anderen Seite der Straße ein paar Männer, die ihm zu horchen schienen. Da stürzte ein junges Weib auf ihn zu.

Die Darsteller des Festspiels.

Das Fest der Erleuchtung bei den Buräten. (S. 299)

„Bürger," sprach sie athemlos vom schnellen Lauf, und ihre zarte Gestalt bebte. „O, kommen Sie! Sie bringen uns eine Locke von meinem Mann, von meinem theuren Camille! Mit Ihnen sprach er also noch, ehe ihn der Henker um's Leben brachte! O, Sie müssen uns erzählen, wie er starb! Nicht wahr, wie ein Held und mit gerechtem Fluch auf seine feigen Mörder!"

„Um des Himmels willen!" unterbrach sie der Scharfrichterknecht angstvoll und mit gedämpfter Stimme. „Beherrschen Sie sich doch, arme Frau! Ich kann jetzt nicht mit Ihnen nach Hause gehen, meine Zeit ist gemessen. Auch weiß ich Ihnen nichts weiter mitzutheilen. Dieses Papier und den Auftrag, es Ihrer Familie zuzustellen, erhielt ich von einem Anderen."

Die Wittwe des Hingerichteten beruhigte sich nicht. „Von einem Anderen?" fragte sie ungestüm. „Von wem? Sagen Sie es doch!"

„Ich kenne ihn nicht."

„Mann!" fuhr sie empor. „Nur der Henker hat Ihnen diesen Auftrag ertheilen können. Ihm hat mein Mann die Locke für mich gegeben. Ist es nicht so?"

„Ja, wenn Sie dies beruhigen kann," stieß Antoine ängstlich hervor. „Der Henker. Und ich bin sein Knecht. Leben Sie wohl!" — — — — — — — — — — —

Um dieselbe Abendzeit hatte im Stadthause die gewöhnliche Sitzung des vereinigten Wohlfahrts- und Sicherheitsausschusses begonnen. An der hufeisenförmigen Tafel, mit grünem Tuch



Abstieg vom Brocken durch die sogenannten Schneelöcher. (S. 299)

bezogen und von darüber hängenden großen Oellampen erhellt, waren noch nicht alle Plätze besetzt. Aber Derjenige, den man schon als den eigentlichen Herrn in der französischen Republik bezeichnete und dessen Name überall Furcht und Schrecken verbreitete, war da: Maximilian Robespierre.

Um ihn herum saßen seine bekanntesten Genossen im Jakobinerklub und Konvent, die mit zu dem einen oder dem anderen der beiden Ausschüsse des letzteren gehörten, welche seit Monaten die oberste und allmächtige Behörde in Frankreich bildeten. Da war der zierliche St. Just, da Couthon, zwei erbarmungslose Blutmenschen, die Tag um Tag dem Ankläger Fouquier-Tinville und damit der Guillotine Opfer lieferten. Ferner der feiste Billaud-Varennes mit seiner Stentorstimme, der verschlossene Carnot, der heftige Barère und noch einige der Mitglieder dieser Ausschüsse. Vor Jedem lagen Akten; Mancher blätterte in denselben, während St. Just einen Vortrag hielt.

„Die heute in aller Ruhe und Ordnung verlaufene Hinrichtung Danton's und seiner verrätherischen Genossen," sagte er, „hat bewiesen, daß sie keinen großen Anhang im Volke hatten. Die Gerechtigkeit waltet gegen Jeden ihres Amtes, wenn er dem Vaterlande verderblich zu werden droht, wer immer es auch sei. Mit Danton haben wir den Kopf der Schlange zertreten, die sich um die Freiheit und Größe der Republik zu winden suchte; nun handelt es sich aber noch darum, auch ihren Schweif zu vernichten."

Er schwieg, wie um erhöhte Aufmerksamkeit zu bewirken. Nach einer minutenlangen Pause fragte Couthon: „Was meinst Du damit?"

„Hier," entgegnete St. Just und hielt ein beschriebenes Papier empor, „habe ich eine Liste Solcher, welche im Geheimen die Obrigkeit zu verhöhnen trachten und schon verhöhnt haben, indem sie den Verhafteten durch Bestechung oder andere Beihilfe die Riegel vor ihren Gefängnissen öffneten und ihre Flucht ermöglichten. Es gibt Schließer und sogar Henkersknechte Sanson's darunter."

„Nicht möglich!" rief Billaud aus. „Wenn Sanson köpfen soll, wie sein Amt erheischt, was haben seine Leute für ein Interesse daran, daß sie es verhindern?"

„Dieser Sanson selbst ist mir verdächtig," bemerkte Robespierre. „Ein guter Republikaner ist er nicht, sondern ein Royalist. Ich bin für äußerste Strenge im Sinne von St. Just."

„Die Frau Desmoulins," hob dieser wieder an, „hat mit Hilfe von Schließern und vielleicht auch Scharfrichterknechten erwiesenermaßen eine Verschwörung anzustiften gesucht, um ihren Mann der gerechten Strafe zu entziehen."

„Erwiesenermaßen?" warf Billaud wieder zweifelnd ein und bewirkte damit einen ihn strafenden Blick St. Just's.

„Wenn ich es behaupte, Billaud," sagte dieser dabei, „so ist es der Fall."

„So hast Du sie wohl auf Deiner Liste da?"

„Sie soll in Haft genommen werden," erklärte St. Just streng.

„Bah, laß den Krieg gegen Weiber!"

„Die Weiber sind die gefährlichsten. Keine Schonung! Das Gesetz für Alle."

Billaud zuckte die Achseln. „Die kleine Lucile Desmoulins! Was wird sie der großen Republik gefährlich sein können! Und ihr Mann ist ja nun todt."

„Gleichviel, Billaud, sie muß vor Gericht."

„Zum Teufel!" fuhr dieser auf. „Ich werde doch ein Wort dabei mitreden können! Camille, ihr Mann — ja, das war etwas Anderes. Der mußte mit Danton fallen. Aber sein Weib — denkst Du nicht daran, daß auch Du so manchen heiteren Abend im Hause Desmoulins' verlebt, von der lieblichen Lucile lächelnd den Wein kredenzt erhieltest? Willst Du ihr nun an's Leben? Soll der kleine Horaz, das einzige Kind Desmoulins', auch noch die Mutter verlieren?"

„Das ist keine Sprache für Gesetzgeber, für Wächter der Republik," hielt ihm St. Just unwirsch entgegen.

„Man soll sie vor Gericht stellen," ließ sich Robespierre dazu vernehmen. „St. Just hat Recht."

„Und ich will, daß er sie von seiner Liste streiche!" rief Billaud und schlug mit der Faust auf den Tisch. „Das sind Dummheiten!"

St. Just erblaßte vor Zorn, Robespierre's Augen funkelten auf, sein Mund verzerrte sich, und er sprach mit unterdrückter Aufregung: „Du wirst uns hier nicht Schwierigkeiten machen, Billaud. Dein Mitleid darf unsere Unsträflichkeit des Gewissens nicht erschüttern. Zeigen wir uns schwach, so ist Alles verloren, und unsere heimlich wühlenden Feinde kommen auf und über uns. Der Schrecken allein bändigt sie, der Tod allein befreit uns von ihnen. Viele müssen noch sterben, ehe die Freiheit gesichert ist. Auch die Kleinen, die Ungetreuen, die Pflichtvergessenen im Amt, die verdächtigen Weiber, die müssen sterben. Dieser Schweif der verrätherischen Schlange, wie St. Just sehr gut gesagt hat, muß vernichtet werden. Darum stimme ich für die Verhaftung der Bürgerin Desmoulins und aller Derer, welche St. Just auf seiner Liste hat. Ich" — und er erhob seine kreischende Stimme — „ich habe sie selbst mit ihm vorher aufgesetzt."

Das hieß, Niemand dürfe mehr widersprechen.

In diesem Augenblick öffnete sich die Thür nach dem mit Polizisten gefüllten Vorzimmern, und der vertraute Diener des Ausschusses trat leise herein, begab sich bis zu Robespierre und legte ein gerolltes Papier vor ihn hin, indem er ihm zuflüsterte: „Dringend. Von einem Ihrer Agenten, Bürger!"

Robespierre öffnete das Blatt, und nachdem er gelesen, und der Diener auf sein Zeichen den Saal wieder verlassen hatte, sagte er: „Neuer Beweis. Mir wird berichtet, daß heute gegen Abend ein Mann sich im Gespräch mit Frau Lucile Desmoulins in der Straße befand, wo sie zur Zeit bei ihren Eltern Duplessis wohnt. In diesem Manne erkannte ein ihm nachfolgender Agent den Scharfrichtergehilfen Antoine Desmorest. Offenbar hatte er mit der Frau des heute hingerichteten Desmoulins etwas zu verhandeln. Man hörte sie Verwünschungen gegen das Gericht und die Regierung ausstoßen. Dieser Bericht ist beglaubigt von einem zuverlässigen Agenten."

„So wird er für Fouquier-Tinville mit das Material der Anklage bilden," erklärte St. Just. „Denn nunmehr wird Niemand hier Bedenken gegen den Prozeß haben, welchem nach Recht und Gesetz die Bürgerin Desmoulins unterworfen werden soll. Ich verlange ihre Verhaftung auf der Stelle."

Keiner sagte noch ein Wort dagegen. Schon füllte St. Just die Verhaftsbefehle nach seiner Liste mit den Namen der Personen aus, für die sie bestimmt sein sollten, und ließ sie dann zur Unterschrift durch jeden der Anwesenden weitergehen.

Auf ein Läuten an der Schnur, die von der Decke des Gemaches mitten über dem Tische herabhing, erschien der Diener des Ausschusses aus dem Vorzimmer.

„Sogleich an's Gericht," sagte St. Just zu ihm, indem er ihm das Aktenstück, mit Siegel geschlossen, übergab. „Ohne Verzug soll der Befehl noch diese Nacht ausgeführt werden."

2.

Billaud saß eine Woche später mit einem seiner Freunde in vertraulichem Gespräch Abends in seiner Wohnung, als ihm sein Diener einen Besuch meldete, der um Empfang bat. Er hörte, daß es Sanson, der Scharfrichtermeister von Paris, sei.

„Morbleu!" rief er verwundert und nicht in bester Laune, „der Henker bei mir? Was meinen Sie dazu, Tallien? Sollte das von übler Vorbedeutung sein? Uns etwa mahnen, daß wir gegen Robespierre um unseren Kopf spielen müssen? Der Mann ist da, der die Köpfe abschlägt." Er faßte sich an sein Haupt und fuhr fort: „Wahrhaftig, fest sitzt keiner mehr. Gleichviel, hören wir, was Sanson von mir will. Aber bleiben Sie bei mir. Es ist mir lieber, wenn Sie Zeuge sind von dem, was er mir zu sagen haben wird."

Meister Sanson wurde eingelassen. Er war etwas betreten, als er außer Billaud noch den ihm wohlbekannten Konventsdeputirten Tallien vor sich sah.

„Sie haben mir doch keine Geheimnisse mitzutheilen, Bürger Sanson?" fragte ihn das mächtige Mitglied des Sicherheitsausschusses.

„Gewiß nicht, Bürger. Es handelt sich um eine persönliche Angelegenheit, um meinen Gehilfen Antoine Desmorest. Er ist seit acht Tagen im Gefängniß. Was in aller Welt kann er verbrochen haben? Vorgestern war ich beim Bürger Robespierre, der mich nicht empfangen wollte; gestern beim Bürger St. Just, der mich ebenfalls abwies. Will man Desmorest denn prozessiren?"

„Wahrscheinlich," entgegnete Billaud kühl. „Er hat sich verdächtig gemacht, mit in der Verschwörung zur Befreiung von Gefangenen zu sein. Man hat ihn mit der Wittwe Desmoulins heimlich verkehren sehen, die heute hingerichtet wurde."

„Ja," sagte Sanson, „ich führte sie heute auf das Schaffot. Aber mein Gehilfe ist unschuldig, er verkehrte mit ihr in meinem Auftrage. Er hat ihr eine Locke ihres hingerichteten Mannes überbracht, was dieser von mir in letzter Stunde erbeten. Ist dies ein Verbrechen?"

„Vielleicht. Man wird ja die Angelegenheit untersuchen. Warten Sie das ab, Bürger Sanson."

„Dann wäre ich doch aber der Schuldige; denn mein Knecht that nur, was ich ihm befohlen hatte. Ich kann nichts Böses darin finden, Bürger."

Billaud sah seinen Besuch mit einer nachdenklichen Miene schweigend und lange an. Endlich sagte er: „Es ist gut, Bürger. Ich werde mit Fouquier sprechen!"

Sanson begnügte sich mit dieser Bemerkung, die er günstig für seinen Gehilfen deutete, und verließ mit höflichem Gruß das Zimmer.

Als Billaud wieder allein mit Tallien war, rief er mit einem Seufzer aus: „Die arme Lucile Desmoulins! Ich hätte sie gern gerettet; sie war ein so liebes Geschöpf! Sie kannten sie ja auch, Tallien! Wie ein Turteltäubchen konnte sie lachen. Aber Robespierre wollte sie verderben. Es war nichtswürdig von ihm, nichtswürdig."

„So erhärten Sie ja damit selbst, daß er schon wie ein Diktator auftritt," bemerkte Tallien.

„Er ist ein blutdürstiger Tyrann und will über uns Alle herrschen," stimmte Billaud zu.

„Warum laßt ihr ihn seinen Weg zur Diktatur gehen? Ihr seid Schwächlinge."

„Von jetzt an werde ich nicht mehr dazu gehören, Tallien. Dieser Streich auf die arme Lucile Desmoulins — ich versichere Sie, Freund — soll ihm noch übel bekommen. Ich werde es auf einen Kampf mit ihm, sei es bei den Jakobinern, sei es im Wohlfahrtsausschuß, ankommen lassen."

„Im Konvent, Billaud, auf der Tribüne vor ganz Frankreich müssen wir ihn treffen."

„Ja, wenn es Zeit ist, dann werde ich den Stier bei den Hörnern packen."

„Wenn es Zeit ist! So sagte auch Danton, und Robespierre kam ihm zuvor und schickte ihn auf das Schaffot."

Billaud stutzte und blickte fragend auf den eleganten und schönen jungen Mann, der ihm eine so starke Warnung gab.

„Denken wir an's Handeln," setzte dieser nun mit Energie in seinen Mienen und Worten hinzu, „um einer Diktatur Robespierre's vorzubeugen. Es ist Selbsterhaltung, Freund. Täuschen wir uns nicht. Ist es nicht sein Kopf, so ist es der meinige und auch der Ihrige, der Meister Sanson verfallen ist. Sie hatten nicht Unrecht, in seinem Besuch eine Vorbedeutung zu sehen. — Uebrigens," ging er in einen anderen Ton über, „was denken Sie bezüglich des Scharfrichterknechts Antoine zu thun?"

„Ich habe gar nichts deswegen gedacht, mein Bester," erwiederte Billaud leichthin. „Ich mußte Sanson doch etwas sagen. O, diese gute, liebliche Lucile geht mir nicht aus dem Sinn!"

„Behalten Sie darin auch diesen Antoine."

„Warum? Interessiren Sie sich für ihn?"

„Es ist eine Karte, die Sie gelegentlich gegen Robespierre ausspielen können."

„Wie das?"

„Ihre Kraft damit gegen Robespierre zu messen. Versuchen Sie bei Fouquier wirklich, was Sie Sanson sagten. Das könnte, gerade wegen der Unbedeutendheit der Sache, Robespierre reizen und den Konflikt mit ihm im Wohlfahrtsausschuß wachrufen — und dann, Freund, werde ich im Konvent nicht verfehlen, aus diesem Konflikt eine entscheidende Frage zu machen. Wir sind Viele, die aufhören wollen, Unmenschen zu sein, welche die Welt verflucht. Ein Wort in rechter Stimmung, und wir können Robespierre mit seinen Helfershelfern stürzen. Davon bin ich überzeugt und auch dazu entschlossen, das Meinige zu thun. Mit dem Scharfrichter diesen Robespierre stürzen und auf die Guillotine liefern, das wäre dramatisch. Denn er muß noch auf's Schaffot, wenn wir nicht wie Danton, wie Desmoulins, wie sein armes Weib Lucile unseren Kopf dahin tragen wollen."

3.

Drei Monate waren seit diesem Gespräch verflossen. Es war Ende Juli, im Thermidor oder Hitzmonat des republikanischen Kalenders. Es gährte in den Massen, es war ein Fieber in den feineren Kreisen, im Konvent, in den Ausschüssen. Seit Wochen wußte man, daß sich in diesen letzteren zwei Parteien bekämpften, deren eine St. Just für Robespierre leitete, der sich selbst da nicht mehr sehen ließ, während an der Spitze der anderen Billaud-Varenne sich rührig zeigte. Beide rüsteten nach außen, sammelten ihren Anhang. Ein Staatsstreich war zu befürchten. Wer siegen würde, dies hielt die Gemüther in Aufregung.

Bei einer Begegnung im Jakobinerklub am Abend ging Robespierre, den der Ingrimm verzehrte, auf Billaud los und schnarrte ihn an: „Du hältst es also mit den Feinden des Gesetzes; ich habe jetzt den Beweis in Händen."

„Was hast Du?" fragte trotzig Billaud.

„Du hast von Fouquier den Haftbefehl gegen den Henkersknecht Desmoret verlangt. Deinen Zettel an ihn hat St. Just bei einer Revision der Papiere des Anklägers gefunden."

„Nun? Fouquier hat ihn mir nicht geschickt, diesen Haftbefehl."

„Weil er sich des Verbrechens nicht schuldig machen wollte, zu dem Du ihn zu verleiten gedachtest. Aber es hat mir Deinen Schützling in's Gedächtniß zurückgerufen. Morgen kommt er vor Gericht. Ich habe es befohlen."

„Warum sagst Du mir dies?"

„Damit Du wissen sollst, daß ich das Gesetz vertrete, und daß Du mich davon nicht abhalten kannst. Morgen sprechen wir weiter darüber."

„Gut, Robespierre, auf morgen also!" sagte Billaud drohend und entfernte sich.

Am anderen Tage, schon in der Frühe, rotteten sich aufgeregte Menschenmassen in Paris zusammen, vor den Tuilerien, vor dem Stadthaus, vor dem Justizpalast und der Conciergerie. Truppen rückten an und umstellten die Tuilerien, in denen der Konvent seine Sitzung abhielt.

Die Sitzung nahm bei der Spannung der Gemüther schnell eine verhängnißvolle Wendung.

Als St. Just eine Rede hielt, worin er Robespierre verherrlichte und den Tod seiner Feinde forderte, trat ihm empört Tallien entgegen, und Billaud rief mit mächtiger Stimme: „Man hat beschlossen, den Konvent zu erwürgen."

Dies Wort fiel wie eine Bombe in den Saal. Geschrei und wilde Flüche ertönten. Der Präsident mußte unaufhörlich seine Glocke erschallen lassen.

Billaud fuhr unbeirrt fort, und es kam wie eine Anklage gegen den eben eintretenden Robespierre aus seinem Munde: „Die Menschen, die unaufhörlich von Gerechtigkeit und von Tugend sprechen, sind diejenigen, welche sie mit Füßen treten."

Robespierre, an diesem Tage in himmelblauseidenem Rock und in Nankinghose, stürzte bleich und zitternd vor Wuth auf die Tribüne. Aber: „Nieder mit dem Tyrannen!" schrie man ihm von allen Seiten zu. Er wollte sprechen. Tallien stieß ihn von seinem Platz und riß einen Dolch hervor, den er schwang, indem er ausrief: „Ich werde ihm das Herz durchbohren, wenn der Konvent nicht den Muth haben sollte, ihn in Anklagestand zu versetzen."

Ein furchtbarer Tumult begleitete seine Worte. Robespierre erhob sich neben seinem Ankläger, und abermals dröhnte ihm das: „Nieder mit dem Tyrannen!" entgegen. Vergeblich versuchte er sich Gehör zu verschaffen. Er gestikulirte, er drohte, er bat; seine Stimme brachte nur noch Gurgellaute hervor.

„Danton's Blut erstickt Dich!" schrie Billaud ihm zu, und dies Wort schmetterte ihn nieder.

Man forderte den Verhaftsbefehl gegen ihn.

„Die Banditen triumphiren!" knirschte er noch hervor, und stieg von der Tribüne herunter.

Der rasende Lärm wogte auf und nieder. Die Huissiers sollten Robespierre und seine Mitangeklagten, St. Just und Couthon, ergreifen; sie wagten es nicht. Der Präsident ließ deshalb die Gendarmen von außen kommen, und sie gehorchten seinem Befehl. Von Wuth verzerrt, mußte Robespierre sich in Haft nehmen und hinausbringen lassen. Wohl gelang es den Jakobinern, ihn auf der Straße zu befreien und im Triumph nach dem Stadthause zu geleiten. Doch ehe er noch dazu kam, von hier aus die Diktatur zu erklären, drangen die Gendarmen wieder herein, und einer von ihnen zerschmetterte Robespierre, der für vogelfrei erklärt worden war, mit einem Pistolenschuß den Kinnbacken.

Schlecht verbunden, blutend, transportirte man den Wehrlosen nach dem Konvent, wo man ihn im Vorzimmer niederlegte. Verhöhnt und beschimpft in seiner Ohnmacht, brachte man ihn mit seinen Genossen dann in ein Gefängniß der Conciergerie, dieses Vorsaals zur Guillotine.

— — — — — — — — — —

Zur selben Zeit harrte mit einer Schaar Anderer in dem düsteren Raum der ehemaligen Kirche der Conciergerie Antoine auf den Augenblick, in dem er vor Gericht erscheinen sollte. Das war, er wußte es wohl, so gut wie sein Todesurtheil.

Da sah er plötzlich zu seinem Erstaunen Billaud-Varenne in rother Schärpe, also mit dem Abzeichen eines Konventskommissärs, in den Hof des Gefängnisses treten, und hörte ihn wie einen Friedensapostel triumphirend den Gefangenen verkünden: „Robespierre ist gestürzt. Vielleicht ist er schon todt. Eine neue Regierung wird dem Schrecken ein Ende machen!"

„Robespierre todt!" schrie man ringsum in ausbrechendem Jubel. „Wir sind gerettet! Wir werden frei! Die Gerechtigkeit siegt, die Tyrannei ist gestürzt!" So hallte es in wildem Entzücken durcheinander.

„Ja," rief Billaud, „sofort soll eine Revision der Haftbefehle vorgenommen werden. Das Gericht soll nur noch wirklich Schuldige zur Strafe ziehen."

In der That wurden noch am selben Abend, in der Nacht und früh am anderen Morgen viele Gefangene, die auf bloße denunziatorische Verdächtigung hin eingeliefert waren, freigegeben. Mit leichter Mühe gelang es also Sanson, auch seinen Knecht Antoine zurückzuerhalten.

Am ersten Tage seiner Freiheit war Antoine wieder im Dienst bei seinem Meister thätig. Das Blutgericht war noch nicht aufgehoben: auf Anordnung der neuen Machthaber, an deren Spitze Tallien stand, erledigte es noch die Prozesse gegen die Mächtigen des Tages zuvor. Fouquier-Tinville mußte seine besten Freunde, denen er bisher gehorsamer Blutrichter gewesen, der Guillotine zuweisen, und das Gericht entsprach nach wie vor ohne Umstände seinem Verlangen, Robespierre, St. Just, Couthon und Andere, die ihrer Sippe zugehörten, erhielten ihr Todesurtheil, und am Nachmittag des 28. Juli — des 10. Thermidor revolutionären Kalenders — waren sie, ihrer einundzwanzig, um Meister Sanson im Saal der Conciergerie versammelt, um sich von den Henkersknechten für das Schaffot vorbereiten zu lassen.

Auch Antoine Desmorest hantirte da mit Scheere und Strick. Der mit verbundenem Gesicht, als ein Bild des bleichen, ohnmächtigen Ingrimms dasitzende Robespierre rief kein Mitleid in ihm auf. Hier, wie Tags zuvor im Konvent, wurde ihm vielmehr nochmals der bittere Kelch der Verhöhnung und Beschimpfung gereicht, denn Meister Sanson konnte sich nicht enthalten, zu Robespierre zu sagen, daß ihm sein Nachrichteramt noch niemals so angenehm gewesen sei, als an diesem Tage, an dem er Frankreich von seinen Bluthunden befreien könne.

„Elender Henkersknecht," zischte ihn Robespierre wüthend an, „thu' Deine Schuldigkeit und sprich nicht dabei."

Es war schon fünf Uhr vorüber, als Sanson das Zeichen gab, die Karren vorfahren zu lassen. In ihrer zwei mußten die einundzwanzig Todeskandidaten steigen und eingepfercht da stehen. Zahlreiche Gendarmerie zu Pferde umgab die Gefährte, die schwankend auf dem schlechten Pflaster aus dem Thor der Conciergerie hinausrasselten.

Die Julisonne brannte in voller Gluth hernieder; Dunst und Staub füllten die Luft. Ungeheure Menschenmassen hatten sich vor der Conciergerie, am Quai der Seine, auf der Terrasse des Tuileriengartens und auf dem Revolutionsplatz aufgestellt, um Robespierre und seine Unglücksgenossen zum Tode führen zu sehen.

Die Karren fuhren auf den von Truppen umstellten Richtplatz und machten am Schaffot Halt. Die Scharfrichter sprangen zuerst herab und halfen den Gefesselten beim Verlassen der Wagen. Die Menge tobte. Flüche auf die Bluttyrannen durchgellten die Luft. Antoine riß den Verband von Robespierre's Kinn mit roher Hand. Der also Gemarterte schrie auf vor Schmerz.

„Schuft Du!" stieß er hervor. „Bist Du der Henker von Vieh?"

Dann begann die Guillotine ihre Arbeit. Schnell fiel ein Kopf nach dem anderen in den eisernen Korb, und Robespierre mußte nächster Zeuge dabei sein.

Endlich war auch an ihm die Reihe, er war der Letzte. Ein tausendfacher Jubelruf brauste auf, als sein Haupt fiel. Antoine trug seinen kopflosen Leichnam auf den Karren, der ihn zu den Kalkgruben bringen sollte.

Mannigfaltiges.

(Nachdruck verboten.)

Ein Maler ohne Hände. — Cäsar Ducornet, der Maler ohne Hände, wurde am 6. Januar 1806 zu Lille in Flandern geboren, wo sein Vater, ein armer Mann, das Schustergewerbe betrieb. Als die Hebamme der Mutter das Knäblein darreichte, rollten Thränen über ihre Wangen, denn sie hielt auf den Armen ein verkrüppeltes Kind, ein Kind ohne Hände, und statt der Beine nur Knochenauswüchse, die in zwei plumpen Füßen mit je vier Zehen ausliefen. Was man nicht erwartete, geschah indeß, das Kind blieb am Leben, seine Kräfte nahmen wunderbar zu, und die Eltern hingen mit unendlicher Liebe an dem armen Geschöpf. Als nun Cäsar heranwuchs, bemerkten seine Eltern, wie er eine große Geschicklichkeit in seinen vierzehigen Füßen entwickelte, wie er im Spiele den Ball mit den Füßen warf, wie er das Messer und die Schere erfaßte und aus Papier schöne Figuren schnitt.

Der Direktor der Malerschule, Professor Watteau, hörte von ihm und bald saß Cäsar unter den Schülern der Malerakademie zu Lille. Unter der Leitung seines neuen Lehrers entfaltete sich Cäsar's Talent unglaublich schnell. In jedem Kurse trug er einen Preis davon, und als der Tag kam, an dem der Preis für die beste Arbeit nach lebenden Modellen zur Austheilung kommen sollte, da vernahmen die Anwesenden mit Staunen den Namen — „Cäsar Ducornet, das Bild mit den Füßen gemalt!“ Später kam er nach Paris und auch hier arbeitete Cäsar mit großem Fleiß und sein Talent entfaltete sich mehr und mehr. Schon nach sechs Wochen erhielt er einen Preis.

Als er sich dann aber auch um den sogenannten „großen Preis von Rom“ bewarb, da erklärten sämmtliche Professoren: der mißgestaltete Cäsar Ducornet sei seiner Körperbeschaffenheit wegen nicht im Stande, eine so große Leinwand, wie sie für das Preisbild bestimmt war, zu bemeistern. Der armlose Künstler ward also von der Bewerbung ausgeschlossen, malte aber ein anderes Bild von gleicher Größe, strafte dadurch die Professoren Lügen und zwang sie, ihr früheres Urtheil zurückzunehmen. Im Jahre 1831 malte er im Auftrage der französischen Regierung eine Anzahl Bildnisse Louis Philipp's, und nun glaubte diese Regierung für den Künstler genug gethan zu haben und — sie entzog ihm die Pension aus Staatsmitteln. Seine Vaterstadt Lille, ermuthigt durch dieses edle Beispiel, that ein Gleiches mit ihrer Pension, und so war der Künstler lediglich auf das angewiesen, was er mit „seiner Füße Arbeit“ verdiente. Und das war übergenug für ihn. Er schuf eine Menge von Bildern, deren viele heute noch die Wände und Altäre christlicher Kirchen zieren. Alle seine Porträts nach dem Leben übertrifft sein Bild des Generals Negrier, der im Jahre 1848 vor den Barrikaden sein Leben verlor. Dieses Bild hat um so größeren Werth, da Ducornet den General nie gesehen hatte, und ihn nach einem Gypsabguß und der mündlichen Beschreibung eines mit Negrier befreundeten Mannes malen mußte. Bei den großen Ausstellungen im Louvre in Paris trug er mehrere Preise und endlich sogar die große goldene Medaille davon.

Vor seiner Staffelei soll er ein Gerüste mit künstlich und leicht gebauten und angebrachten Leiterchen gehabt und sich auf denselben, mit dem Pinsel zwischen den Zehen, mit unglaublicher Behendigkeit herumbewegt haben. Einen bis zwei Pinsel sah man ihn zwischen den Zähnen, die Palette mit dem anderen Fuße festhalten. Es war im Jahre 1850, als Cäsar Ducornet eines Tages der Pinsel entfiel und die Kräfte ihm so schwanden, daß er kaum im Stande war, das Gerüst zu verlassen; eine Lähmung setzte diesem merkwürdigen Künstlerleben am 27. April desselben Jahres ein Ziel. [C. T.]

Eine dunkle Gegend. — Der Flecken Lans-le-Bomy am Fuße des Mont-Cenis liegt 1362 Meter über der Meeresfläche, und doch bekommen die Einwohner vom Ende November bis in die Mitte des Januar wegen der hohen, sie umgebenden Berge die Sonne nicht zu sehen. [D.]

Ein bemoostes Haupt. — Niemand dürfte wohl dem Studenten Heinrich Oehl den Ruhm streitig machen, daß er als ältester aller je lebenden Studenten gestorben ist. Denn bei seinem am 20. Januar 1638 zu Leipzig in einer Studentenwohnung erfolgten Tode zählte er nicht weniger als — hundert Lebensjahre. [D]

Humoristisches.



Immer modern.

Herrin (das Dienstbuch lesend): Also Lisbeth heißen Sie?

Neue Küchenfee: Na ja! Unter uns mag das 'mal so geh'n; aber in Gegenwart von meinem Stabshoboisten bitte ick mir „Elsa“ zu tituliren.



Logischer Schluß.

Mann: Schmolle nicht, Frau, Du bist und bleibst mir ja das Höchste auf der Welt.

Frau: Spotte auch noch! Dir geht ja das Geld über Alles!

Mann: Richtig! Und Du gehst mir fortwährend über's Geld, also bist Du mir das Höchste!

Gedenk-Räthsel.

Zur Erinnerung an einen deutschen Dichter.

N K H D Ö K R E T R O E O R

Obige Buchstaben, in richtiger, aus der Illustration ersichtlicher Weise gelesen, ergeben den Namen eines deutschen Dichters.

Auflösung folgt in Nr. 39.

Auflösung des Bilder-Räthsels in Nr. 37:
Es kommt oft ebensoviel darauf an, wie man spricht, als was man spricht.

Räthsel.

Ich stehe an der Spitze tollen Treibens,
Im Fastnachtstrubel fehl' gewiß ich nicht;
Auch einer Hochzeit kann nicht fern ich bleiben,
Doch siehst du mich bei dem Gelage nicht. —
Dein Ohr vernimmt mich aus des Krieges Tosen,
Ist keiner ja, der mich den Schlachten raubt;
Abseits steh' ich von Russen und Franzosen,
Jedoch beim Türken kennst du mich als Haupt.
In jedem Erdtheil bin ich aufzufinden,
Doch kannst nur in Australien du mich schau'n;
Weißt du trotzdem mich noch nicht zu ergründen,
Sag' ich dir meine Heimath: im Vertrau'n.

Auflösung folgt in Nr. 39. [Emil Root.]

Logogriph.

Mit **e** sei's gegen Jedermann,
Man wird dich darob schätzen;
Von meinem Frauchen laß mit **i**
Mir gerne vor ich's setzen;
Mit **ü** streift's oft die Wahrheit nur,
Oft birgt's vom Wahren keine Spur.

Auflösung folgt in Nr. 39.

Auflösung des Räthsels in Nr. 37: Der, die, das Gemeine.

Verlag der Thorner Ostdeutschen Zeitung (M. Schirmer) in Thorn.
Redigirt unter Verantwortlichkeit von Th. Freund, gedruckt und herausgegeben von der Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart.